



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Z., G.: Das zweite Kaiserreich im Lichte der französischen
Geschichtsschreibung : IV. Auswärtige Politik. Der orientalische und
italienische Krieg.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das zweite Kaiserreich im Lichte der französischen Geschichtsschreibung.

IV. Auswärtige Politik.

Der orientalische und italienische Krieg.

In Napoleons auswärtiger Politik lassen sich zwei Perioden unterscheiden. In der ersten verfolgt der Kaiser einen scharf umgrenzten, klaren, bestimmten Plan. Als Beschützer des europäischen Gleichgewichts übernimmt er die Führung einer Coalition gegen den russischen Koloss; er führt den Krieg genau so weit, wie sein Interesse es erheischte; er geht aus dem Kriege als der Schiedsrichter Europas hervor: eine Stellung, die er mehr noch seiner Politik, als dem Erfolg seiner Waffen verdankte. Die Stellung war gewaltig und sie war richtig verwendet, vielleicht auf eine lange Reihe von Jahren unerschütterlich. Aber die Stellung genügt dem Kaiser nicht. Er läßt sich, scheinbar als Vertreter des Nationalitätenprinzips, Oestreich gegenüber von seinem unruhigen Ehrgeiz zu einer angreifenden Politik bestimmen, nicht in einem Augenblicke leidenschaftlicher Aufregung, sondern nach einem wohlberechneten, lange und sorgfältig erwogenen Plane. Das Nationalitätsprinzip reißt die Schranke, die er ihr setzen will, nieder; er entschädigt sich für seine moralische Niederlage durch die Annexion Nizzas und Savoyens, der Befreier zeigt sich unverhüllt als Eroberer. Damit erbleicht der Glanz seines Namens. Aber je mehr er die Abnahme seiner Macht und seines Ansehens empfindet, umso ausschweifender und phantastischer werden seine Pläne, umso unsicherer seine Rechnungen, umso verhängnißvoller seine Fehler. Diplomatisch auf allen Punkten geschlagen rafft er sich noch einmal zu einem unerhörten Gewaltstreich auf — und noch verhüllt der Schleier der Zukunft die Antwort, welche ihm das Schicksal, das er herausgefordert hat, ertheilen wird. Wir aber sind entschlossen, Alles daran zu setzen, um unsere Rechnung mit dem Bonapartismus und dem Chauvinismus, mit dem Kaiser und dem französischen Staate und Volke, soweit es die Mitschuld für das Verbrechen des Kaisers übernommen hat, gründlich zu regeln.

Der Kaiser hatte sein auswärtiges Programm in die berühmten Worte zusammengefaßt: *l'empire c'est la paix!* Die Wirkung dieses Wortes auf die besitzende Classe Frankreichs war unglaublich. Und auch das Ausland fühlte sich einigermaßen beruhigt, als es sah, wie der Risse des gewaltigen Kriegsfürsten der Welt den Delzweig entgegenstreckte, zumal da die erste Thronrede des Kaisers von Friedenswünschen überfloß, deren Aufrichtigkeit durch eine Verminderung des Heeresbestandes verbürgt zu werden schien.

Europa war ruhig, weil es eben nicht wußte, was Napoleon unter Empire verstand: das Empire war ihm nicht etwa nur ein Frankreich, das statt von einem Könige von einem Kaiser beherrscht wird, sondern ein Frankreich, das stark genug war, der Welt seine Gesetze vorzuschreiben. Ließ sich die Welt das gefallen, dann war der Friede allerdings gesichert; will die Welt das französische Schiedsrichteramt nicht ertragen, dann ist es ihre Schuld wenn das Kaisertum sich genöthigt sieht, die Anerkennung seines providentiellen Berufes sich zu erkämpfen. Es ist eine Phrase, der jeder Franzose mit Begeisterung zustimmt: wenn Frankreich sich zufrieden fühlte, so ist der Friede der Welt gesichert, und das zufriedene Frankreich, das ist eben das Empire. Originell ist die Anschauungsweise Napoleons durchaus nicht: sie ist chauvinistisch, echt französisch. Er hat ihr nur den kaiserlichen Stempel aufgedrückt und ihr gemäß gehandelt.

Wer in die Verhältnisse eingeweiht war, konnte wissen, daß der Kaiser auf nichts weniger als auf eine Fortsetzung der Friedenspolitik, wie Ludwig Philipp sie verstanden hatte, bedacht war. Unmittelbar nach dem Staatsstreich hatte er sich zur Annexion Belgiens entschlossen und war nur auf das dringende Zureden seiner conservativen Freunde von diesem Entschlusse zurückgetreten. Dem König Friedrich Wilhelm IV. hatte er gegen das Zugeständniß einer Grenzregulirung am Rhein ein Bündniß gegen Oestreich angeboten, war aber damit abgewiesen worden. Zu einem gewaltsamen Eingreifen in die Verhältnisse Europas war er also entschlossen, das mußte man an allen Höfen wissen, und nur darüber konnte man im Zweifel sein, ob er in die hohe Politik mit einem brutalen Gewaltact oder als Vertreter eines großen europäischen Interesses eintreten würde. Das aus hochmüthiger Ueberschätzung der russischen Macht hervorgehende herrische Verfahren des Kaisers Nikolaus in der Frage der heiligen Stätten gewährte ihm die Gelegenheit, als Beschützer eines allgemeinen Interesses, des Gleichgewichts, aufzutreten, und in der Art, wie er diese Gelegenheit benutzte, zeigte er Mäßigung, Klugheit und in den entscheidenden Augenblicken Entschlossenheit, so daß die öffentliche Meinung ihm nach dem Krimkriege den ersten Rang unter den Staatsmännern der damaligen Zeit anwies, ja daß er, den man nur eines abenteuernden Dilettantismus für fähig gehalten hatte, wenigstens auf kurze Zeit eines weit verbreiteten Vertrauens genoß. Nach dem russischen Kriege konnte die Meinung aufkommen, daß das Kaisertum von nun an wirklich der Friede sei.

Die Darstellung der diplomatischen Verhandlungen und der internationalen Verhältnisse überhaupt ist nicht die starke Seite des Werkes von Loxile Delord. Durch geistreiche Redewendungen, pikante, aber zum Theil höchst oberflächliche Schilderungen dieser oder jener bedeutenden Persönlichkeit

wird der Mangel an eingehendem Verständniß und die den Franzosen eigenthümliche Unkenntniß alles dessen, was außerhalb der Grenzen ihres Landes liegt, vielleicht auch die Abneigung, sich auf die verschlungenen Wege der auswärtigen Politik einzulassen, nur schwach verhüllt. Dieser Mangel verdient um so größeren Tadel, da bereits Rosen in seiner Geschichte der Türkei eine ebenso eingehende wie klare Darstellung des diplomatischen Kampfes, der dem Ausbruch des Krieges voranging, und der Verhandlungen, welche ihn fast ununterbrochen begleiteten, gegeben hat, sodaß über die Beurtheilung der Mittel und Ziele der kaiserlichen Politik der deutsche Geschichtsschreiber bei weitem genügenderen Aufschluß gibt, als der Franzose.

Schwerlich dachte Napoleon, daß der erste Schritt, den er noch als Präsident in der Angelegenheit der heiligen Stätten that, der Ausgangspunkt für einen großen europäischen Conflict, der Angelpunkt seiner auswärtigen Politik werden würde. Als er für die lateinische Kirche die auf einem Vertrage vom Jahre 1740 beruhenden, aber zum größten Theil veralteten Rechte von der Pforte reclamirte, verfolgte er dabei wahrscheinlich nur das bescheidene Ziel, die Stellung Frankreichs als Schutzmacht der Lateiner in Erinnerung zu bringen und dadurch in Constantinopel, wo damals Rußland und das durch den energischen Sir Stratford Canning vertretene England die ausschließlich tonangebenden Mächte waren, den tief gesunkenen französischen Einfluß wieder zu heben. Daß er sein Eintreten in die orientalischen Angelegenheiten an eine Frage von überwiegend kirchlichem Charakter knüpfte, für deren politische Seite in Europa ein sehr geringes Verständniß herrschte, war ihm ganz besonders erwünscht in Rücksicht auf die klerikale Partei in Frankreich, deren Beistand ihm zu allen Zeiten und namentlich in den ersten Jahren seiner Herrschaft von Wichtigkeit war, und die er, selbst wo sie gelegentlich ihm feindlich gegenübertrat, immer noch mit einer gewissen Rücksicht behandelte. Sobald Napoleon indessen sah, daß sein Druck auf die Pforte die allgemeine Mißbilligung der Kabinette fand, namentlich Englands, zog er sich sofort vorsichtig aus seiner exponirten Stellung zurück indem er den Rechtsboden von 1740, wenn auch nur thatsächlich, ausgab und sich unter principieller Wahrung der französischen Ansprüche mit einigen unwesentlichen Zugeständnissen begnügte. Damit wäre die Angelegenheit abgethan gewesen, wenn jetzt nicht Rußland, das nicht eine halbe, sondern eine völlige Demüthigung der französischen Diplomatie wünschte, aus der bis dahin bewahrten Zurückhaltung plötzlich herausgetreten wäre und von der Pforte Bürgschaft für die unbedingte Aufrechthaltung des status quo verlangt hätte: eine Forderung, der es an jeder rechtlichen Begründung fehlte und deren Bedeutung eben darin lag, daß sie den vorbehaltenen französischen Ansprüchen gegenüber Rußland einen neuen Rechtstitel schaffen

sollte, der Frankreich für immer gehindert haben würde, auf seine principiellen Forderungen zurückzukommen. Und in der That entschied die von der Pforte niedergesetzte Commission ganz zu Gunsten Rußlands, nur daß sie den Lateinern einen dritten Schlüssel zu der Basilica von Bethlehem gestattete. Und zur allgemeinen Ueberraschung der constantinopolitanischen Diplomatie erklärte sich der französische Gesandte Lavalette mit diesem völlig werthlosen Zugeständnisse zufrieden und fügte sich auch, als die Pforte noch weitergehenden, den Ansprüchen der Lateiner im höchsten Grade präjudicirlichen Forderungen Rußlands nachgab.

Lag dieser Nachgiebigkeit Schwäche oder lag ihr bereits damals die Absicht zu Grunde, Rußland zu immer weitergehenden Forderungen zu ermutigen und ihm dann, wenn es seine letzten Ziele enthüllt haben würde, eine europäische Coalition oder wenigstens eine Allianz der Westmächte unter Frankreichs Führung entgegenzustellen? Fugte sich Napoleon einfach in die Umstände, oder ging ihm damals schon eine Ahnung von der ungeheuren Tragweite dieser Angelegenheit auf? War letzteres der Fall, wollte er wirklich Rußland in eine Sackgasse verlocken, so hätte das Mittel nicht geschickter gewählt werden können. Rußland, in der Hoffnung sich mit England allein verständigen zu können, setzte sich dem ganzen Europa und namentlich Frankreich gegenüber, von dem es jetzt nichts mehr fürchtete, über alle Rücksichten hinweg. Die Mission Menschikoffs zielte auf nichts Anderes, als dem Sultan die Zustimmung zu dem Protectorat Rußlands über die griechisch-orthodoxe Kirche abzutrotzen, was 10 Millionen Unterthanen des Sultans zu anerkannten Schülern des Czaren gemacht haben würde. Das Scheitern Menschikoffs machte den Krieg unvermeidlich.

Bei dieser Gelegenheit trat die überlegene Voraussicht der französischen Diplomatie im Gegensatz zu der englischen etwas schwerfälligen, ausschließlich von Friedenswünschen beseelten Arglosigkeit glänzend hervor. Die französische Regierung hatte auf die Nachricht von Menschikoffs Austreten eine Flotte in die griechischen Gewässer abgesandt mit bestimmten Instructionen für alle Eventualitäten, die darin gipfelten, daß im Fall einer Bedrohung des Bosphorus durch russische Schiffe die französische Flotte Constantinopel schützen solle. Die Engländer, die keine Ahnung zu haben schienen von dem Zweck der Menschikoffischen Sendung, mißbilligten dies Verfahren als aufreizend und ließen selbst, zur höchsten Erbauung des Kaisers Nikolaus, in Constantinopel ihr Bedauern darüber aussprechen. Noch im April rath Lord Clarendon zur Nachgiebigkeit gegen Rußland, noch Ende dieses Monats spricht er trotz der Warnungen Stratfords de Redcliff sein Vertrauen in die Loyalität des Kaisers Nikolaus aus. Man konnte sich nicht entschließen,

die Friedenssträume aufzugeben und ließ sich auch durch die ersten Kanonenschüsse noch nicht aus dem Traume erwecken. Auch mochte bei Lord Aberdeen persönliche Vorliebe für Rußland und Mißtrauen gegen Napoleon im Spiele sein. Letzteres war, wie der Erfolg zeigte, nicht ungerechtfertigt. Aber eine schlaffe und gegen Rußland nachgiebige Politik war nicht das rechte Mittel, um Frankreich die Waage zu halten. Die Zeit des Handelns war gekommen, und der Preis mußte dem zufallen, der am kräftigsten handelte. Aber selbst nach den resultatlosen Anstrengungen der Wiener Konferenzen dauerten, trotz der Besetzung der Donaufürstenthümer, trotz der bereits erfolgten Kriegserklärung der Pforte, die Vermittelungsversuche noch fort, bis das Ereigniß von Sinope England mit unwiderstehlicher Gewalt auf den französischen Standpunkt führte.

Die napoleonische Diplomatie hatte ihre Geschicklichkeit bewährt; sie hatte sich in der Stättenfrage, für die in Europa weder Verständnis noch Interesse herrschte, in hohem Grade nachgiebig bewiesen; sie hatte aus sorgfältigste jeden Schritt vermieden, der die andern Mächte mit Mißtrauen gegen Frankreich erfüllen konnte; sie hatte sich so friedlich und versöhnlich gezeigt, daß im Gegensatz zu ihrer Mäßigung jedes Ausstreiten Rußlands in einem doppelt gehässigen Lichte erscheinen mußte. Aber dabei überwachte sie jeden Schritt des Gegners, den sie zu isoliren strebte, mit der äußersten Sorgfalt. Kaum hatte Rußland die Maske gelüftet und gezeigt, daß hinter der Stättenfrage die orientalische Frage steckte, so stand auch Frankreich auf dem Posten, bereit zum Handeln, aber immer noch abwartend, keinem Friedensversuch Hindernisse in den Weg legend, vielmehr bei allem sich theilnehmend, nicht obgleich, sondern weil man wußte, daß sie den Gang der Ereignisse nicht mehr aufzuhalten im Stande sein würden.

Der Gewinn, der aus dieser Haltung für Frankreichs politische Stellung hervorging, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Rußland war isolirt, England zu einem Bündniß mit Frankreich gezwungen, in dem letzteres offenbar die erste Rolle spielte. Der Krieg war überall populär. Denn Rußlands Macht, die damals auf ihrem Höhepunkt stand, lastete mit bleierner Schwere auf allen Völkern, auf allen Kabinetten. Nikolaus fühlte sich als Schiedsrichter Europa's, und seit 1848 war er es in höherem Grade, als selbst zur Zeit der Agonie des Metternich'schen Systems. Der Kampf, in dem Napoleon die Führerrolle an sich gerissen hatte, erschien als ein Kampf für das Gleichgewicht, für die Befreiung Europa's vom moskovitischen Joche.

Ob Europa dabei gewonnen hat, daß in Folge des Kriegs die Führerrolle von Rußland zunächst auf das bonapartistische Frankreich überging, ist eine Frage, die hier unerörtert bleiben möge. Wir haben nur die Thatsache zu constatiren, daß das Ergebniß des Kampfes nicht zu einer Wiederherstel-

lung des Gleichgewichts, sondern nur zu einer Verschiebung der bestehenden Machtverhältnisse führte: Frankreich war die Führerrolle zugefallen, die Rußland bisher sich angemahnt, und Frankreich hatte sie erworben nicht durch eine abenteuernde, sondern durch eine ruhige, solide und eben so feste wie versöhnliche Politik, durch eine Politik, die in derselben Weise fortgesetzt wie begonnen dem Kaiser Napoleon auf lange Zeit hin die im Kampfe gegen Rußland mit raschem Entschluß ergriffene Führerrolle in Europa zu sichern schien.

Die Entscheidung war durch die Landmacht gefallen, das gab Frankreich großen Vorsprung über seinen Verbündeten, der zu Lande geringe Geschicklichkeit gezeigt hatte und dessen eigenthümliche Stärke in dem Kriege durchaus nicht zur augenfälligen Geltung gekommen war. Deshalb, aber auch aus einem politischen Grunde, galt der Friede in England für übereilt. Die öffentliche Meinung in England forderte, vielleicht mit im Hinblick auf Ostindien, die Vernichtung der russischen Macht — Frankreich begnügte sich mit Rußlands Demüthigung und mit einer Bürgschaft für die Sicherheit der Türkei vermittelt Neutralisirung des schwarzen Meeres. Denn weshalb sollte Napoleon England von einem Nebenbuhler befreien, der Frankreich selbst vielleicht einst gegen seinen jetzigen Verbündeten gute Dienste leisten konnte?

Und England mußte nachgeben, Palmerston's damals noch nicht ermattete Energie vermochte nicht, gut zu machen, was die Schwäche seines Vorgängers Aberdeen und die Unzulänglichkeit der englischen Kriegsführung verdorben hatte. Und das augenblicklich erregte Nationalgefühl beruhigte sich sehr bald wieder. England begnügte sich mit der zweiten Rolle an Napoleons Seite. (Wird jetzt der Kanonendonner am Rhein die Nation aus ihrem Schlafe erwecken, und wird, während die englischen Staatsmänner bedenklich und gravitatisch den Kopf schütteln, das Volk sich der Tage Lord Chatham's und Pitt's erinnern?)

So hatte Napoleon durch die Demüthigung Rußlands seine neue Monarchie glänzend in Europa eingeführt; Frankreich konnte mit seiner Weltstellung zufrieden sein, und was konnte den Kaiser hindern, jetzt durch die That den Beweis zu führen, daß das Kaisertum der Friede sei. Die öffentliche Meinung war ihm günstig und erwartete damals von ihm das Beste.

An einem Hofe nur konnte man diese Vertrauensseligkeit nicht theilen. Denn schon hatte Graf Walewski einen neuen Sturm angekündigt, als er die Aufmerksamkeit der Mächte auf Neapel, auf die Lage des Kirchenstaats, auf die Gefahren der Occupation Italiens durch die österreichische Armee lenkte. In Wien, mochte das Publicum im Allgemeinen auch den Eindruck dieser Worte bald vergessen, wußte man von diesem Augenblicke an sehr genau, daß

es noch eines Krieges zur Ausführung des kaiserlichen Friedensprogramms bedürfen würde.

Oestreich hatte sich während des Krim-Krieges in der Illusion gewiegt, daß es die Geschicke Europas in Händen habe. Es war in die Donaufürstenthümer eingerückt in der stillen Hoffnung, daß der Besetzung bald die Besitzergreifung folgen werde. Es hatte gehofft, durch diplomatische Finesse im metternichschen Stile mehr zu erreichen, als die Verbündeten durch das Schwert erreichen würden. Dieser Hoffnung war nun allerdings dadurch ein Niegel vorgeschoben worden, daß England und Frankreich auf jeden besonderen Vortheil für sich verzichteten: denn diesem Verzicht gegenüber konnte natürlich Oestreich nicht an einen Ländererwerb denken. Ueber die gescheiterte Aussicht tröstete es sich indessen mit dem scheinbar maßgebenden Einfluß, den es von Beginn bis zu Ende des Krieges auf die diplomatischen Verhandlungen ausgeübt hatte. Aber Walewski's Worte und Cavour's Haltung rüttelten es aus seiner Selbsttäuschung unsanft auf. Man konnte jetzt in Wien nicht länger zweifeln, daß für Napoleon die Isolirung Oestreichs eins der wichtigsten Ergebnisse des Krieges war. Jetzt erkannte Oestreich zu spät, daß es durch seine überfeine Politik Preußen mißtrauisch gemacht, Rußland sich auf's bitterste verfeindet und dabei nicht einmal auf den Dank Englands sich Anspruch erworben hatte.

Napoleon hatte seine Probe als Staatsmann bestanden; er hatte erreicht, was eine besonnene Staatskunst erreichen konnte; ob durch eine abenteuerliche Politik sich noch Höheres erreichen ließ, das sollte sich in dem nächsten Kriege offenbaren.

V. Napoleon und Italien.

Wiederum war es ein außerordentlich populärer Zweck, für den Napoleon sich zum Kampfe vorbereitete. Die Befreiung Italiens — das war in der That eine hohe und schöne Aufgabe, zu schön für den Mann des Decembers, zu hoch für das Verständniß und den Charakter des französischen Volkes, das, während es eine Idee auf sein Banner schreibt, stets nur für Raub und Beute in den Kampf zieht.

Welches war das natürliche und berechtigte Ziel der italienischen Nationalpartei, die in dem Königreich Sardinien einen starken, kräftig organisirten Mittelpunkt gefunden hatte, und was wollte, was konnte Napoleon den Italienern bieten?

Das Ziel der Italiener war — das hatte sich 1848 klar herausgestellt — ein doppeltes: zunächst und vor Allem die Befreiung Italiens von jedem fremden Einfluß, ein Ziel, das sich natürlich nur durch Vertreibung der Oestreicher erreichen ließ, und sodann die Vereinigung aller italienischen Lande

zu einem nationalen Gesamtkörper. Ueber die Form der Vereinigung gingen die Ansichten anfänglich sehr weit auseinander. Zwischen dem Ideal Gioberti's, der zuerst den zündenden Funken in die Nation warf, einem Bunde der italienischen Staaten unter dem Primat des Papstes, und dem Ziele Cavour's liegt eine tiefe und weite Kluft, die zum Grabe für die mannigfaltigsten Systeme wurde, bis endlich in der ganzen nationalen Partei die Ueberzeugung zum Durchbruch kam, daß die einzig mögliche Form die Consolidirung Italiens, der Einheitsstaat, und daß es Piemonts Beruf sei, diesen Einheitsstaat zu verwirklichen. Von Gioberti's Idee war Nichts übrig geblieben, als der Gedanke, daß nur Rom die Hauptstadt des neuen Italiens sein könne, ein wahrer und berechtigter Gedanke, der aber wiederholt zur Klippe für die Unabhängigkeit der italienischen Politik geworden ist. In der römischen Frage ist Abwarten die richtige Taktik; die Ungeduld der Italiener ist das Gängelband, mit dem Napoleon die Marionetten in Florenz lenkt.

Ueber die Vertreibung der Oestreicher dachte Napoleon grade wie die Italiener. Wie er über die Constituirung des neuen Italiens dachte, wird später zu erörtern sein; hier sei nur so viel bemerkt, daß eine kräftige Consolidation, überhaupt eine Stärkung Italiens keineswegs in seiner Absicht lag. Ihm war die Nationalitätsidee Nichts als ein unächter Firmaſtempel; die Befreiung Italiens von der östreichischen Herrschaft war ihm völlig gleichbedeutend mit der Unterwerfung desselben unter den ausschließlich französischen Einfluß; und wenn er sie anders verstanden, wenn er Frankreichs Macht den Italienern zur Gründung eines in Wahrheit unabhängigen Nationalitätsstaates geliehen hätte, so würden ihn alle französischen Staatsmänner ohne Ausnahme des Verraths an der geheiligten Tradition der französischen Politik geziehen haben. Er dachte aber gar nicht daran, sich dieses Verrathes schuldig zu machen. Seine Politik war ihrem Wesen nach durchaus die altfranzösische, nur daß er sie den Bedürfnissen der Zeit gemäß und weil Frankreich immer nur für eine civilisatorische Idee zu Felde zieht, geschickt mit der Nationalitätenfrage verhüllte, um damit die öffentliche Meinung Europas auf seine Seite zu bringen. Oestreich war der Feind, den Napoleon in der Ebene der Lombardei bekämpfen wollte, die Herrschaft über Italien war der Kampfspreis.

Die italienische Frage hatte indessen, so leicht sie sich bei der Isolirung Oestreichs und dem erwarteten Beistand der öffentlichen Meinung auch angreifen ließ, doch auch ihre bedenkliche Seite. Denn — ganz abgesehen von dem berechtigten Zweifel, ob es möglich sein werde, die italienische Bewegung nach der Vertreibung der Oestreicher innerhalb der Schranken, die die französische Politik ihr setzen wollte, fest zu halten, — Napoleon hatte mit

der klerikalen Partei zu rechnen, der er einen großen Theil seiner inneren Erfolge verdankte und deren Beistand er auch in Zukunft nicht glaubte entbehren zu können. Die klerikale Partei war damals die einzige einigermaßen selbständige Macht in Frankreich neben dem Kaiser. Die radicale Partei war in den Decembertagen zu Boden geworfen, ihre Führer waren theils nach Cayenne deportirt, theils lebten sie als Flüchtlinge im Ausland. Die gemäßigten Republikaner fingen zwar an, sich allmählig wieder zu sammeln und ihrer Unthätigkeit zu schämen, wie wenig sie aber zu fürchten waren, das geht daraus hervor, daß es ihnen höchstens in Paris und wenigen großen Städten gelang, einige ihrer Führer bei den Wahlen durchzusetzen. Und dabei waren sie in eine Anzahl Gruppen gespalten, von denen jede mit der Verbissenheit des beschränktesten doctrinären Eigensinns an ihrem „System“ festhielt. Die alten monarchischen Parteien waren völlig aufgelöst; man konnte wohl noch von Gruppen orleanistischer und legitimistischer Staatsmänner sprechen; diese Staatsmänner aber hatten im conservativen Interesse den Prinzen so eifrig wider die Republikaner unterstützt, daß, als derselbe sein Ziel erreicht hatte, sie nach allen Seiten hin, völlig isolirt dastanden und von dem Kaiserthum — allerdings etwas voreilig — zu den politisch Todten gezählt wurden. Ganz anders stand die Partei der Klerikalen da. Sie hatten auf das Landvolf einen wenigstens ebenso großen Einfluß, als die Radikalen auf die Bevölkerung der großen Städte: aber zwischen Beiden Parteien bestand ein Unterschied; die Radikalen waren von Cavaignac geschlagen, von Napoleon zu Boden geworfen und gegenwärtig so entmuthigt, daß der Kaiser einen revolutionären Handstreich nicht zu befürchten hatte. Ihre einzige Waffe war die Emeute, und im Straßenkampfe war ihnen Napoleon weit überlegen. Einer feindlichen Agitation der Klerikalen dagegen hätte der Kaiser keine Truppen, sondern nur sein Beamtenheer entgegenstellen können, und es auf die Probe ankommen zu lassen, ob der Bischof oder der Präfect, der Pfarrer oder der Maire der stärkere sei, erschien dem Kaiser bedenklich. Er mußte mit ihnen rechnen und ihre Empfindlichkeit schonen; er behandelte sie wie einen Verbündeten, von dem man weiß, daß er, rücksichtslos behandelt, ein gefährlicher Gegner werden würde.

Die politische Haltung der Klerikalen war wie immer und überall, so auch in Frankreich stets nur durch ihre kirchlichen Interessen bestimmt, ein Umstand, der es ihnen möglich machte, alle anderen Parteien zu überleben. Politische Grundsätze besaßen sie nicht und ihre politischen Sympathien verhüllten sie sorgfältig, sobald es ihnen nicht gerathen erschien, dieselben zur Schau zu tragen. Republik, legitime Monarchie, Kaiserthum — sie fügten sich in Alles, sie schwärmten selbst für Alles, aber sie blieben die katholische Partei, deren Fügsamkeit sofort aufhört, wenn ihre kirchlichen

Interessen durch die Regierung gefährdet scheinen. Sie unterstützen jedes System, jede Person, aber nur unter der Bedingung der Gegenseitigkeit, nicht als Diener, sondern als Verbündete.

Die Katholiken hatten die Februarrevolution mit Freuden begrüßt, da ihnen das Julikönigthum trotz mancher Begünstigungen, deren sie sich in der letzten Zeit zu erfreuen gehabt hatten, doch immer für den incarnirten Voltairismus galt, gegen den man stets auf der Hut sein müsse. In der republikanischen Partei dagegen befanden sich einzelne Secten, die eine gewisse Verwandtschaft mit dem Katholicismus hatten, und vor Allem rechneten die Klerikalen darauf, daß die republikanische Freiheit ihrem Einfluß auf Schule und Unterricht zu Gute kommen werde. *Veuillots* Organ, der *Univers*, hält der Monarchie folgende Leichenrede: „Unmoralisch unter Ludwig XIV., scandalös unter Ludwig XV., despotisch unter Napoleon, unverständlich bis 1830, hinterlistig, um nicht mehr zu sagen, bis 1848, unterliegt die Monarchie unter der Last ihrer Fehler! Ganz Europa ist auf dem Wege, republikanisch zu werden.“ Im Socialismus findet *Veuillot* Spuren des Christenthums; er verlangt, daß der Staat die Socialisten bei ihren Experimenten mit seinen Mitteln unterstütze. Das Recht des Aufstandes ist ihm unter Umständen ein heiliges Recht. Er schwärmt für jede Freiheit, Pressfreiheit, Coalitionsfreiheit, Gewissensfreiheit. Im Jahre 1850 ist der *Univers* zu der Erkenntniß gekommen, daß nur die Wiederherstellung der Bourbonen die Ordnung verbürge, und wieder ein Jahr später feiert er Napoleon als den Wiederhersteller der Gesellschaft und bietet ihm neben seinen 400,000 Mann Soldaten den Beistand einer Armee von 40,000 Priestern und 50,000 Nonnen an.

Napoleon ließ sich den Beistand dieser Armee gefallen, weil er desselben nicht mehr entbehren konnte. Aber mit einer Partei, für die ein Mensch wie *Veuillot* das Wort führen konnte, war es schwer in dauerndem Einvernehmen zu bleiben. Die Regierung war bereit, in der Unterrichtsfrage der Kirche bedeutende Zugeständnisse zu machen, die von den sogenannten liberalen Katholiken, zu denen ein großer Theil des Episcopats gehörte und an deren Spitze der Erzbischof von Paris, *Sibour*, stand, mit großer Befriedigung aufgenommen wurden, nicht aber vom *Univers*, der jede Transaction für ein Verbrechen erklärte. Nichts gleicht der Bosheit, mit welcher der *Univers* jetzt über die liberalen Katholiken herfiel. Der Erzbischof von Paris verbot das Blatt seinen Diöcesanen; auf den Befehl des Papstes muß er das Verbot zurücknehmen. Damit war der Sieg des Ultramontanismus über den freisinnigeren Theil der Katholiken entschieden, und *Veuillot* wurde das gefürchtete Parteihaupt in Frankreich.

Für den Kaiser war dieser Sieg des Ultramontanismus höchst unange-

nehm. Denn mit Leuten von Veüllots Schlage läßt sich schwer verhandeln; ihnen muß man zu Willen sein oder ihnen Schweigen auferlegen; was bei dem unbedingten Einfluß, den sie auf die Pfarregeistlichkeit ausübten, bedenklich erschien. Die Regierung handelte denn auch möglichst in ihrem Sinne; bei der Besetzung der erledigten Bischofsitze wurde fast nur auf Ultramontane Rücksicht genommen, wofür denn Herr Veüllot Napoleon III. als einen zweiten Constantin feierte und in der Verherrlichung des kirchlichen und politischen Absolutismus das Neueste leistete.

Die Rücksichten, die auf diese fanatische und anspruchsvolle Partei zu nehmen waren, ließen den Kaiser lange schwanken, ehe er sich unwiderrücklich zu einem Kriege entschloß, der auf die Lage des heiligen Stuhls nothwendig bedenklichen Einfluß ausüben mußte. Aber eines Krieges und zwar eines populären Krieges bedurfte er um jeden Preis, denn Frankreich fing an sich zu langweilen. Wie sein ewig brütender, planender Geist, ganz wie in seiner Jugend, in den abenteuerlichsten Combinationen sich bewegte, geht daraus hervor, daß er an ein Unternehmen zur Herstellung Polens dachte und sich sogar bemühte, den Kaiser Alexander für seine Idee zu gewinnen; natürlich vergeblich. Damit wurde denn der lang geplante, bereits auf dem Congreß drohend in der Ferne gezeigte Krieg gegen Oestreich beschlossene, wenn auch, wie wir bald sehen werden, keineswegs unwiderrücklich beschlossene Sache. Es folgte die Zusammenkunft mit Cavour, in der das Programm entworfen wurde und der Neujahrsgruß 1859 an Baron Hübler, der die diplomatische Fehde einleitete.

Die Wirkung dieses Grußes war gewaltig. Niemand legte den Worten des Kaisers einen andern Sinn als den einer Kriegserklärung unter. Wenn dessen ungeachtet die officiösen Blätter angewiesen wurden, den politischen Horizont als völlig unbewölkt darzustellen, wenn die Presse wegen eines kriegerischen Artikels sich eine Verwarnung zuzog, wenn der Kaiser in der Rede, mit der er die Kammern eröffnete, noch nach der Vermählung des Prinzen Napoleon mit der Prinzessin Clotilde, die Situation als vollkommen friedlich schilderte, so war dies Verhalten weniger auf eine Täuschung Oestreichs, als auf die Beschwichtigung der ultramontanen Partei berechnet, die sich natürlich mit großer Lebhaftigkeit gegen ein Bündniß mit dem verhassten Piemont und gegen einen Krieg aussprach, dessen Folgen für die Integrität des Patrimoniums Petri unberechenbar waren. Die Wirkung dieser von der Kaiserin unterstützten Angriffe auf den bis zum Augenblick der Entscheidung immer unsicher und unentschlossen schwankenden, stets nach Auswegen suchenden Geist des Kaisers war so groß, daß das ganze Unternehmen noch einmal in Frage gestellt wurde, daß Cavour außer sich war über die Unentschlossenheit des Kaisers und daß selbst Herr von Hübler sich

einen Augenblick der Hoffnung auf Erhaltung des Friedens hingeben konnte. Aber der eiserne Wille des großen Turiner Staatsmannes war unerschütterlich; ihm blieb im äußersten Falle noch immer der Ausruf an die Revolution, und zu diesem Ausruf, wie sehr sich auch seine conservativen Grundsätze dagegen sträubten, war er entschlossen. Die sichere Ueberzeugung, daß Cavour vor diesem äußersten Mittel nicht zurückschrecken würde und die Furcht vor der Einwirkung eines revolutionären Ausbruchs in Italien auf Frankreich hat ohne Zweifel das meiste dazu beigetragen, den Kaiser in Cavour's Fahrwasser zu halten. Cavour, der auf die Nachricht von dem Schwanken Napoleons sogleich nach Paris geeilt war, kehrte zurück mit der Gewißheit, daß der unberechenbare Bundesgenosse ihm nicht mehr entschlüpfen könne. — Die vermittelnden Bemühungen der Mächte konnten den Ausbruch der Krise nicht verhindern, Oestreich's herausfordernde Haltung beschleunigte den Beginn, Gylays unbedachtes Vorgehen und kopflose, schlaffe Kriegsführung machte die erste Niederlage der Oestreicher unvermeidlich.

Wir können hier auf die Kriegsführung nicht eingehen und beschränken uns auf einige gelegentliche Bemerkungen. Zunächst sei erwähnt, daß Delord die kriegerische Action klar und deutlich und im allgemeinen ohne die bekannte französische Ruhmredigkeit in militärischen Dingen darstellt. Daß bei des tapfern und tüchtigen Mac Mahon's entscheidendem Eingreifen bei Magenta der Zufall eine ziemlich große Rolle spielte (ein französischer Bericht spricht von „intuition divine: die Wolken, die über seinem Haupte hingleichen, bringen ihm die Kunde von der Gefahr, die Frankreich bedroht“) tritt aus Delord's Darstellung nicht scharf genug hervor. Tapfer gekämpft wird auf beiden Seiten; aber die großen Fehler der österreichischen Führung sichern den Franco-Sarden den Sieg. Ein glänzender Feldherrnruhm ist aus diesem Kriege von Niemandem erstritten worden. Daß Napoleon nichts weniger als ein Kriegsfürst war, stellte sich als unzweifelhaft heraus. Eine ununterbrochene Kriegsära zu eröffnen, war daher für ihn unmöglich: er durfte keinem Marschall Gelegenheit geben, seinen Ruhm zu verdunkeln und dem Gebieter über den Kopf zu wachsen. Bekannt ist die mit Furcht gepaarte Abneigung des Kaisers gegen den ehrenwerthen und charakterfesten Mac Mahon. Napoleon konnte weder im Felde noch im Kabinette Männer von sittlicher und geistiger Selbständigkeit gebrauchen. Im Staatsdienst war Selbsterniedrigung die erste Bedingung zur Fortune — wie tief ist Olivier seit seinem Eintritt in die vergiftete Atmosphäre des napoleonischen Hofes gesunken!) — Im Heere freilich konnte man die wahrhaft tüchtigen Männer nicht entbehren; aber sie blieben dem Kaiser antipathisch und verdächtig, weil ihm die Natur die Gaben versagt hat, deren der große Feldherr be-

darf. Aus jedem glücklichen und talentvollen Soldaten fürchtet er unter besonderen Umständen einen Nebenbuhler hervorgehen zu sehen. Seine Macht beruhte auf der Treue der Armee. Aber es war keine leichte Aufgabe, die Armee richtig zu behandeln. Beschäftigen mußte er sie häufig, damit ihm die Maschine nicht einrostete und sie sich nicht zu sehr den gefährlichen bürgerlichen Einflüssen hingäbe. Ebensovienig aber durfte er sie in ununterbrochener Anspannung halten; das kann ungestraft nur ein Herrscher, dessen Macht fest begründet ist (wie z. B. Ludwig XIV.) oder ein Feldherr wie der erste Napoleon. Also: keine zu langen Friedenspausen, kurze, aber glückliche Kriege! Napoleon III. ist nicht zum Weltstürmer geboren — dazu ist er zu wenig Feldherr — aber sein Naturell, wie die Bedingungen seiner Stellung machen ihn zum privilegierten Friedensstörer. Er geht in den Krieg aus Berechnung, um der egoistischen Zwecke willen — grade wie er aus Berechnung, um als Gesellschaftsretter zu erscheinen und dadurch seine Usurpation zu rechtfertigen, am 2. Dezember einen Aufstand in Blut erstickte, dessen Ausbruch er durch Aussendung einiger starker Patrouillen ohne Mühe hätte verhindern können.

G. 3.

Elfaß und Lothringen.

So oft Deutschland und Frankreich einander mit den Waffen in der Hand gegenüberstehn, so werden allezeit neben tausend Erinnerungen an frühere Kämpfe auch Erinnerungen und Ansprüche an Gebiete wach werden, welche die eine der beiden Nationen durch die andere, gegen natürliches oder geschichtliches Recht, sich vorenthalten glaubt. Uns Deutschen klingen sogleich zwei Namen im Ohr — Lothringen und Elfaß. Mochten in gemeinen Zeitläuften Viele von uns ohne sonderliche Gemüthserrregung die mit diesen beiden Namen bezeichneten Landschaften auf der Karte Frankreichs eingetragen finden — sobald von jener Seite der gierige Blick auf dasjenige fällt, was Deutschland in früheren Tagen vor den Anmaßungen des Nachbarn gerettet, werden wir auch zurückkommen auf das, was dieser anmaßliche Nachbar in früheren Tagen uns entriß. Spricht man von dem großen Spiele des Krieges, so soll der Feind nicht glauben, nur wir hätten einen Einsatz zu geben; ohne Sinn und gegen alle Natur wäre es, wenn nicht auch ihm mit der Niederlage ein Verlust droht, der noch über die Niederlage selbst hinausreicht.

Lothringen, Lotharingien — das Reich Lothar's, dieser Name, in den